

Die Verwechslung der Aufklärung mit einem Gemüsebeet

Das Theater Neumarkt eröffnet die Saison mit Simone Blattners listiger - und hinterlistiger - Inszenierung von «Candide oder der Optimismus» nach Voltaire.

Christoph Schneider

Der Roman «Candide ou l'optimisme», der berühmteste des Philosophen Voltaire (1694-1778), ist ein leichtfüssiger Klassiker des gesunden Menschenverstands. Er erzählt vom krankhaften, allzu menschlichem Versuch, sich die Wirklichkeit schön zu denken. Und das kam - man könnte sich das so vorstellen -, weil Voltaire, als er 1759 in seiner Villa Les Délices am Genfersee über die Unvernunft nachdachte, zum Schluss gelangte, das Allerunvernünftigste sei das optimistische Geschwätz, an dem der deutsche Meisterdenker Gottfried Wilhelm Leibniz schuld sei.

Denn der Leibnizianismus bewies in einem barocken Kunstwerk aus Gedanken, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben; dass es seine göttliche Logik habe, wenn es uns miserabel geht, und dass Gottes Güte sich erweise im Übel, das er zulässt. Aber der Franzose sah die Leichenhaufen des Siebenjährigen Kriegs und die 30 000 Opfer des Erdbebens von Lissabon (1755), er spürte schmerzhaft Reflexe der empirischen Vernunft gegen ein weltharmonisches Frömmeln, und derart wurde der «Candide» geboren.

Zeitlupe und Schnelllauf

Es wurde ihm jetzt von der Regisseurin Simone Blattner Gestalt und theatrales Leben gegeben in «Candide oder der Optimismus», der ersten Saisonpremiere am Zürcher Theater Neumarkt. Es stürmen zu diesem Behuf fünf Schauspielerinnen und Schauspieler (Simon Brusis, Martin Butzke, Carolin Haupt, Miro Maurer, Yanna Rüger) die Bühne, das ganze candidsche Personal und die fünfjährige Verkörperung Voltaires, wie es scheint. Links steht ein Klavier zur musikalischen Untermauerung der Dissonanzen und Harmonien im Weltgebäude (Musik: Christopher Brandt), rechts hängt das Bild eines Heiligen, der eine nackte Frau a tergo notzüchtigt, und den Candide (Maximilian Kraus) holen sie dann sozusagen aus dem Barockschrank der Aufklärung im Hintergrund (Bühne: Janina Audick).

Was folgt, ist die recht getreue, wie wohl gestraffte Nacherzählung einer Satire auf den optimistischen Masochismus. Ist Singspiel und Comic, Zeitlupe und Schnelllauf. Sprachwitzig ist es und sprachaberwitzig, laut, hektisch, hysterisch, Guignol mit leisen Klängen von Tragik, manchmal rührend im leidvollen Sarkasmus (gutes Theater kann so was, Simon Brusis beispielsweise kann es in der Rolle einer oft geschändeten



Verspannte Freundlichkeit des Berufsoptimisten: Maximilian Kraus überzeugt in seiner Rolle als Candide. Foto: Caspar Urban Weber

Alten mit halb abgesäbeltem Gesäss, Maximilian Kraus in der verspannten Freundlichkeit des Berufsoptimisten kann es ebenfalls). Und es ist, so nachträglich betrachtet, auch nicht der dümmste theatralische Trick, mittels Selbstironie einer auf Kohärenz begierigen Kritik das Argumentationsinstrument aus der Hand zu schlagen, mit dem sie grad auf ein paar inszenatorische Sprunghaftigkeiten hinweisen wollte.

Das lassen wir also. Es war ja einfach schön und hat einen sehr gefreut im elenden Gewusel der prästabilierten Harmonie. Ein paar inhaltliche Erinnerungen sind zum vollen Genuss der temporeichen Sache vielleicht nützlich: Dass dies die Geschichte eines Jünglings ist, der vorzeiten auf dem Schloss des Barons von Tundertentronck in Westfalen lebte (Am Neumarkt heisst es «Donnersstrunckhausen»). Warum eigentlich? Es klingt etwas aufdringlich nach «Entenhausen»). Dort hielt man sich auch einen Philosophen namens Pangloss, der die Metaphysico-theologocosmolonigologie lehrte und eigentlich nur dazu da war, immer wieder zu

beweisen, dass alles in der besten der Welten zum allerbesten Zweck erschaffen sei, was man zum Beispiel daran sehe, dass der Mensch eine Nase habe, um Brillen zu tragen. Item, das Leben war eine Lust und wär eine geblieben, hätte Candide nicht das Fräulein Kungunde geküsst, die Tochter des Barons. Man jagte ihn aus dem Haus, mit nichts als dem Pangloss im Kopf.

Philosophie des kleinen Glücks

Das grobstoffliche Leben zeigt ihm bei Voltaire - und bei Simone Blattner - dann die Instrumente und probiert sie an ihm aus. Das heisst unter anderem: Spiessrutenlaufen in Bulgarien, bis Muskeln und Sehnen vom Genick bis zum Hintern blossliegen; eine Geisselung durch die portugiesische Inquisition; Kannibalen in Paraguay. Der Optimismus hält das nur aus durch ständige philosophische Selbstvergewaltigung - irgendwann geht das nicht mehr, und es reift die Idee, man sei überall gleich jämmerlich unglücklich und bestelle am besten den eigenen kleinen Garten. Das ist der Satz des Candide, er hat sich

längst selbstständig gemacht: «Il faut cultiver notre jardin.»

Im Sinn der voltairschen Vernunft, der keinen Anlass zu mehr Optimismus sah, war das ja noch wohlverstandene Aufklärung: eine Art Philosophie des kleinen Glücks, skeptisch zwar und resignativ, aber immerhin voll selbstversorgerischer Energie. Also die vorläufige Theorie von der zweitbesten aller Welten. In Simone Blattners listiger und hinterlistiger Inszenierung - die auch ein wenig von sich selbst handelt und vom Theater 250 Jahre nach Voltaire - ist nur noch ironisches Mantra: quasi ein Revenant des Leibnizianismus in der Form von Urban Gardening oder die Verwechslung von Aufklärung mit einem Gemüsebeet. Es ist der jammernenden Bitterkeit dieses Candide kaum zu trauen. Womöglich hat er gar nichts gelernt zwischen Bulgarien und Paraguay und wird nichts mehr lernen und jetzt halt sein Gärtchen für die beste aller möglichen Welten halten, auch wenn es ihm die Tomaten verhaselt.

Bis 11. November

Roter Planet, grüne Männchen

Die erste Ausstellung im «neuen Strauhof» zeigt den Mars als Projektionsfläche für Autoren und Filmher.

Martin Ebel

Der Strauhof als Ort für Literatursammlungen - erst abgeschafft, dann nach heftigen Protesten gerettet - lebt. Aber es ist ein etwas ärmeres Leben als bisher. Die Stadt hat sich als Trägerin zurückgezogen, der neue Verein Literaturmuseum muss mit deutlich weniger Geld auskommen. Obwohl die erste Ausstellung der neuen Ära (vielmehr: einer dreijährigen Projektphase) unter anderem von Engagement Migros unterstützt wird, merkt man ihr die begrenzten Mittel schon an.

Zu bieten hat sie dennoch allerhand. Stärker als der Mond hat nämlich der Mars dazu gedient, Wünsche und Ängste der Menschheit zu beherbergen. Philipp Theisohn, Leiter des Forschungsprojekts «Conditio Extraterrestris» der Uni Zürich, hat reichlich Material dazu herangeschafft, die entsprechenden Bücher liegen in Vitrinen. Camille Flammarions «Uranie» etwa (1889) beschreibt eine technisch und kulturell überlegene Zivilisation, im acht Jahre später erschienenen «War of the Worlds» von H. G. Wells dagegen schickt der Rote Planet böse Maschinenwesen auf die Erde. Die Radiofassung von Orson Welles löste noch 1938 eine Panik unter amerikanischen Hörern aus. An «grüne Männchen» glaubt man seit Edward Rice Burroughs «A Princess of Mars», aber auch Feministinnen haben ihre Wunschvorstellungen der Geschlechtergleichheit auf dem Nachbarplaneten angesiedelt.

Der Schock kam 1965, als die US-Raumsonde Mariner vier Bilder an die Heimat funkte, die eine Welt zeigten, die wüst und leer war und niemals Leben getragen hatte. Damit war jeder Fantasie eines «anderen Lebens» auf dem Mars der Garaus gemacht. Die Literatur wusste aber zu reagieren; fortan beschäftigte sie sich mit Visionen eines erst noch zu besiedelnden Planeten. Noch 2013 erschienen gleich zwei solcher Mars-Utopien (oder -Dystopien) von Georg Klein und Reinhard Jirgl.

Überwiegend ist dies aber eine historische Ausstellung, die auch die frühesten Mars-Karten zeigt (und ein Exemplar von Keplers «Astronomia nova» von 1609). Trouvaillen und Kuriosa zuhauf finden sich im Filmraum, wo es Ausschnitte aus dem ersten abendfüllenden Science-Fiction-Spielfilm zu sehen gibt («Himmelskibet», Dänemark 1918) sowie Stummfilme der jungen Sowjetunion, die die Revolution auch auf den Roten (!) Planeten tragen wollte.

«Mars - Literatur im Alb», bis 3. 1. 2016. Vernissage heute 19 Uhr. Reichhaltiges Rahmenprogramm. www.strauhof.ch.

Zu Fuss Diese Woche zwei Juraberge: Dent de Vaulion und Mont Tendre (VD)

Entzückende Rاندlage

Der Lac de Joux passte nicht auf die Vorderseite der Landeskarte La Sarraz 1:50 000. Die Gegend wurde separat auf die Hinterseite gedruckt, was ihre Rاندlage bestens illustriert. Genau deshalb lohnt sich die Reise in dieses Waadtländer Grenz- und Hochtal. Sie beschert die Empfindung, in einer anderen Welt zu sein, abgetrennt von allem, völlig losgelöst.

An einem grauen Herbsttag fuhr ich nach Vallorbe. Ich hatte zwei freie Tage zur Verfügung, wollte zwei Gipfel erobern und dazwischen den Lac de Joux geniessen. Der Plan, um es vorwegzunehmen, ging auf und bescherte mir eine grosse Erholung.

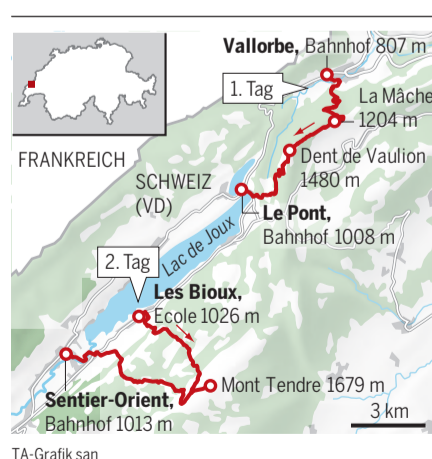
Tag eins widmete ich der Dent de Vaulion. Ich startete am Bahnhof Vallorbe, hielt hinunter ins Dorf. Vallorbe hat seinen Namen von der Orbe, einem breiten, verschlickten Fluss. Es begann der Aufstieg durch den steilen Wald nach Sur le Voué. Menschen sah ich keine. Ich kam aber, als ich auf dem breiten Bergkamm bereits Richtung Gipfel eingespurt war,



Der grandios glitzernde «Silbersee» vor Le Pont. Foto: Thomas Widmer

an schwelenden Restfeuern vorbei; Waldarbeiter hatten eine Menge Holz verbrannt. Wo waren sie? Und wo war die Sonne? Sie spielte mit mir, tauchte kurz als matte Scheibe im grauen Himmel auf, entzog sich wieder.

Dann doch der Durchbruch ins Helle. Das Glück war immens, im Herbst werden Licht und Wärme



Luxusgüter. Und schon war ich oben auf der Dent de Vaulion. Aus dem Nebelmeer ragten nah und fern Berge: der Mont d'Or, der Suchet, der Chasseur, die Hasenmatt. Aber auch die Rigi. Und, quel honneur, der Montblanc. Unter mir lag der Lac de Joux als milchig milde blaue Fläche. Mit mir waren auf dem Gipfel ein paar Leute.

Die meisten waren Autowanderer, die gut 20 Minuten weiter unten bei der Bergbuvette parkiert hatten.

Ich stieg ab auf guten Wegen, erreichte in Le Pont den See, den ich für mich «Silbersee» nannte, weil er so grandios glitzerte. Letzte-Tage-Stimmung waltete oder auch Kurstimmung: kein Kinderlachen, stattdessen ältere Leute in Mantel und Schal. Die Sonne glomm schwach, der Dunst setzte ihr zu. Ich kehrte ein, trank Tee, ass Kuchen. Ging hernach zum Bahnhof, fuhr elf Minuten Zuckelzug, stieg wieder aus in Le Rocheray. Unten am See hatte ich im Hotel Bellevue ein Zimmer reserviert. Als ich im schwindenden Tageslicht über das Wasser blickte, war die Unwirklichkeit wieder da. Wo war ich? War ich wirklich?

Am nächsten Morgen fuhr ich wieder nach Le Pont und nahm dort den Bus nach Les Bioux, Ecole. Ein Dörfchen mit Kirche, der Nebel verlieh ihr noch mehr Stil. Der Aufstieg zum Mont Tendre fiel etwas strenger aus, als ich gedacht hatte, die

Querung des sumpfig-waldigen Geländes Grand Essert de Bise zog sich. Endlich das Chalet de Yens. Einige Zeit später stand ich, diesmal ganz allein, auf meinem Berg des Tages, der seines Zeichens der höchste Schweizer Juraberger ist.

Ich ruhte. Die Sicht war schlechter als am Vortag, allzu weit sah ich nicht. Und die Sonne hatte diesmal bloss halbhatzige Präsenz, sie versprach viel, hielt es aber nicht. Kein Problem, so ist der Herbst, er ist geprägt von Sehnen, vom Wissen um das Ende des Sommers, von der Spannung zwischen warm und kalt. Bald darauf, nach dem Abstieg in das fleissig-industrielle Le Sentier, fuhr ich heim. Im lauten Lausanne schien mir all das Erlebte schon unendlich weit weg.

Thomas Widmer

Tag eins: 4¼ Stunden, 763 Meter auf-, 562 abwärts. Die Buvette de la Dent de Vaulion nach dem Gipfel ist bis Ende Oktober offen. Tag zwei: 5 Stunden, 707 Meter auf-, 721 abwärts.